

ANPFIFF DRITTE

HALBZEIT

HEIKE SCHULZ

ROMAN



HEIKE SCHULZ

**ANPFIFF
DRITTE HALBZEIT**

JUGENDROMAN

Herzklopfen und so

KAPITEL 1

EIN ZWEIBEINIGER CELLOKOFFER

Ich weiß nicht, woran meine Eltern gedacht haben, als sie vor siebzehn Jahren einen Namen für ihren Sohn suchten. Vielleicht haben sie auch einfach nur blind in ein Vornamenbuch getippt, aber ihre Wahl hätte nicht treffender sein können. Veit. So heiße ich, und das bin ich auch. Ein Fighter, schon von der ersten Sekunde an.

»Dä Jung soh us wie en affjetrocken Kning.« Wie ein abgezogenes Kaninchen. Der Spruch hängt mir schon mein Leben lang nach. Ich weiß, dass meine Oma es nicht böse meint, aber es nervt tierisch, wenn sie das auf jeder Familienfeier vom Stapel lässt. Kaum zwei Kilo schwer und viel zu früh kam ich auf die Welt. Das kauft mir keiner ab, der mich heute sieht. Gut, mit eins fünfundsiebzig bin ich noch immer kein Riese, aber dafür echt eine Kante. Wie Wayne Rooney, der Stürmer von Manchester United. Der ist cool und geht immer dahin, wo es wehtut. Kompromisslos, aber ehrlich, genau wie ich. Nicht dass ich selber Fußball spiele. Für mich hat es nie in eine Mannschaft gereicht. Klar, ein bisschen kicken auf dem Bolzplatz mit den Jungs, aber im Verein? Bloß nicht. Ich gucke mir die Spiele lieber an. SC Germania Köln 09, das ist mein Verein. Der hält sich zwar nur mit Mühe in der zweiten Liga, aber das ist egal. Viel wichtiger ist sowieso, was in der dritten Halbzeit stattfindet. Dann gibt es

ordentlich Beulerei. Meine Jungs vom Injury Time Cologne und ich sind die Macht im Sektor. Keine andere Hooligangruppe zieht so viele gegnerische Fahnen und Banner wie wir. Konrad sagt zwar immer, dass ich derjenige bin, dem der ITC die meisten Trophäen zu verdanken hat, aber das spielt keine Rolle. Klar macht es mich stolz, wenn unser Anführer mich besonders lobt, aber es ist mir auch ein bisschen peinlich. Es ist doch egal, wer die Fahne zieht. Wir alle sind Brüder, einer für alle, alle für einen, und am Ende zählt doch nur das Ansehen des ITC.

Dass es auch so bleibt, dafür haben wir vorhin wieder gesorgt. Die Zecken vom VfL Braunschweig dachten echt, sie könnten uns den Hintern versohlen, aber denen haben wir es gezeigt. Rund ums Stadion hatten die Bullen alles im Griff, da ging nichts. Sogar mit Pferden waren sie da, aber auf dem Weg zum Bahnhof haben wir die Braunschweiger zuerst auseinandergezogen und sie uns dann in der Altstadt gekrallt. Die dachten wohl, sie könnten sich hinter den Jungs vom blau-weißen Trachtenverein verstecken und eine dicke Lippe riskieren. Zu unserer Freude hat es dann aber ordentlich geknallt. Wie die Hasen sind sie gerannt, es hat ihnen jedoch nichts genützt, schließlich hatten wir sie eingekesselt.

Konrad ist echt ein super Stratege. Wie ein General hatte er die Aktion geplant und per Handy dirigiert. Kaum einer ist uns entkommen. Wir haben ordentlich gelbe Scheine verteilt, und als die Bullen endlich geschnallt hatten, was läuft, waren wir auch schon wieder weg. Drei Kutten und vier Fahnen haben wir gerentet, alles in allem eine super Aktion, wenn da nicht dieser Typ gewesen wäre.

Keine Ahnung, wo der so plötzlich herkam, der sah aus, als hätte er sich verlaufen, und ehe ich es richtig mitbekommen hatte, lag er schon am Boden. Sah übel aus, blutete aus den Ohren und bekam nichts mehr mit.

»Kollateralschaden« nennt Konrad es, wenn ein Unbeteiligter mit hineingezogen wird, und zuckt mit den Achseln. Passiert halt, lässt sich nicht ganz vermeiden. Aber mich wurmt das. Es pisst mich sogar richtig an. Der Junge sah harmlos aus. Zu-

erst guckte er sich nur erstaunt um, dann sah ich, wie die Angst nach ihm griff. Ich habe das schon tausend Mal gesehen. Es ist auch beeindruckend, wenn da plötzlich eine rot-weiße Wand von allen Seiten auf dich zurennt, »ITC – jetzt tut's weh!« aus zig Kehlen durch die Gassen hallt, das Getrappel unserer Stiefel wie Donnerrollen über dich hereinbricht und du nicht weißt, wo du hinsollst. Dann brauchst du schon ein paar mächtig haarige Eier, um dagegenzuhalten.

Aber der Junge wusste gar nicht, wie ihm geschah. Der hob die Arme wie ein Pfaffe, der die Gemeinde segnen will, und bekam gleich eins auf die Zwölf. Ich wollte mich zu ihm durchschlagen und gucken, ob ich ihm helfen kann. Konrad musste dieselbe Idee gehabt haben, denn er war vor mir da und bückte sich zu ihm hinunter. Als aber jemand »Die Bullen kommen!« rief, sind wir nur noch gerannt.

Bestimmt eine halbe Stunde lang bin ich kreuz und quer durch die Innenstadt gewetzt, bis ich sie abgeschüttelt hatte. Auch als ich endlich in der S-Bahn saß und meinen Schädel gegen das kalte Glas legte, trommelte mein Herz noch wie wild. Ich fühlte mich großartig und musste grinsen, aber das lag nicht nur an dem Adrenalin, sondern auch an dem schwarzen Ungetüm, das hinter mir in den Waggon stieg. Es sah aus wie ein überdimensionierter Gitarrenkasten auf zwei sonnengebräunten Beinen, die in einem Paar ausgefranster Jeans steckten, und quetschte sich an den Sitzreihen vorbei. Dabei rempelte das Ungeheuer gegen ein paar Schienbeine, keuchte Entschuldigungen, blieb an einer Haltestange hängen und krachte der Länge nach in den Mittelgang. Darauf landete bäuchlings ein Mädchen von vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahren.

»Bleib ruhig sitzen und glotz noch ein bisschen. Ich schaff das schon!« Die Augen, mit denen es mich unter einem Vorhang dunkelbrauner Haare anfunkelte, erinnerten mich an zwei glänzende Schokodrops.

Ertappt sah ich mich um. Offenbar war ich der Einzige, der den Blick nicht von ihr hatte losreißen können. Die paar Nacht-

schwärmer, die das Abteil besetzten, hatten sich bereits wieder müde der Dunkelheit zugewandt, die an den Fenstern vorbeigitt.

Ich spürte, wie mir die Röte bis unter mein Basecap kroch. Hastig sprang ich auf die Füße und zog das Mädchen an den Handgelenken hoch. Zumindest versuchte ich es. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte, was nun geschah, womöglich machte die Bahn einen Ruck, jedenfalls verlor ich bei der ganzen Aktion das Gleichgewicht und landete neben ihr auf dem Kasten.

»Machst du das immer so?«, zischte sie und schaute demonstrativ auf meine linke Hand. Die ruhte wie selbstverständlich auf einer ihrer Brüste. Scheiße, wie peinlich! Schnell zog ich die Hand weg und klemmte sie mir unter die Achsel.

»Tut mir leid, äh, echt jetzt, das war keine Absicht.«

Ich wagte kaum, sie anzusehen. Stattdessen bereitete ich mich auf eine Ohrfeige vor und kniff die Augen zusammen, aber der brennende Schmerz auf meiner Backe blieb aus.

Stattdessen murmelte sie etwas, was wie »Vollspacko« klang, und rappelte sich auf. Irgendwie schaffte auch ich es wieder auf den Sitz und tat cool. Dabei bemühte ich mich, das Gefühl ihrer Brust loszuwerden, das sich wie ein Stempel in meine Handfläche gedrückt hatte. Leicht war das nicht, besonders deshalb, weil sie mir genau gegenüber saß und mich unentwegt anstarrte. Dann fing sie auch noch an zu kichern. »So schlimm?«

Widerwillig wandte ich mich ihr zu. »Was?«

Sie deutete auf meine Hand und grinste. »War es so schlimm?«

Ich folgte ihrem Blick und bemerkte, dass ich die ganze Zeit meine Hände geknetet hatte. Hastig wollte ich sie in die Taschen meines Hoodies schieben, doch sie beugte sich vor und hielt mich am Ellbogen fest.

»Zeig mal.«

Ich habe kräftige Hände. Schwierig von der Arbeit in der Tischlerei und egal, wie sehr ich sie schrubbe, immer hängt mir irgendwo etwas Dreck unter den Nägeln. Meistens Harz oder Holzöl, mit dem ich meine fertigen Stücke poliere. Ich bin ein guter Tischler, sagt mein Meister, und obwohl ich meine Lehre

noch nicht abgeschlossen habe, bin ich jetzt schon besser als die Gesellen. Sie nehmen sich einfach nicht genug Zeit, das Holz zu spüren. Es spricht mit einem, wenn man nur genau hinhört. Es sagt, wie man den Beitel ansetzen muss, wenn man seine Seele freilegen will. Die anderen meinen, ich spinne, Holz hätte keine Seele. Aber was wissen die schon? Ich jedenfalls spüre sie ganz genau.

Bisher hatte ich mir nie Gedanken über meine Hände gemacht, aber hier, unter den Blicken des Mädchens, schämte ich mich ein wenig. Widerwillig hielt ich sie ihr hin.

»Nein, andersrum.« Sie drehte meine Handflächen nach unten. »Du hast dir wehgetan. Tut mir leid, ist das gerade eben passiert?« Sie deutete auf die aufgeplatzten Knöchel meiner Rechten.

»Ist nicht so schlimm.« Ich befreite mich aus ihrem Griff und beeilte mich, meine Hände in die Hoodietaschen zu stopfen. Sie sollte keine Fäuste ansehen, die vor nicht einmal einer Stunde die Reihen der Braunschweiger gelichtet hatten.

»Ich bin übrigens Lara.« Sie hielt mir wie zur Begrüßung die Hand hin, doch als ich nicht zugriff, machte sie eine Geste, die »Was soll's?« sagte.

»Veit«, murmelte ich und deutete mit einem Kopfnicken auf den schwarzen Koffer, dem wir unsere Bekanntschaft zu verdanken hatten. »Was ist das eigentlich?«

»Das?« Sie strich zärtlich über das Leder, das an den Kanten teilweise schon durchgescheuert war. Das Furnier schimmerte durch. »Das ist George.« Sie kicherte, als sie meinen verständnislosen Blick sah. »George ist mein Cello. Und du? Bist wohl Fußballfan, was, Veit?« Neugierig musterte sie meinen Hoodie mit dem Vereinswappen des SC Germania. »Heimspiel?«

Ich räusperte mich und zupfte am Schirm meines Caps. »Kann man so sagen«, antwortete ich ausweichend und versuchte, das Gespräch in unverfänglichere Bahnen zu lenken. »Spielst du in einer Band oder so was?«

»Oder so was. Genau. Ich spiele im Orchester der Musikschule Köln. Schon mal was von uns gehört? Wir geben regelmäßig Konzerte.«

Ich schüttelte wortlos den Kopf.

»Macht nichts«, sagte sie schulterzuckend. »Heute haben wir im Palladium gespielt.«

»Und, macht das Spaß?« Ich stellte mir eine Horde alter Leute vor, die wie Pinguine gekleidet stocksteif dasaßen und mit ernstesten Gesichtern schwerer Orchestermusik mit viel Tamtam lauschten.

Sie schaute mich verblüfft an. »Ja klar! Die Leute sind richtig mitgegangen. Doof nur, dass ich George jetzt mit der Bahn nach Hause bringen muss. Eigentlich sollte mein Bruder Laurien mich abholen, aber so, wie es aussieht, hat er es mal wieder verpeilt. Normalerweise fahre ich mit meinem Roller, aber der ist kaputt. Vergaserschaden.«

Ich schnaufte belustigt. »Sagt die Cellistin.«

Ihr Blick bohrte sich in meinen. »Sagt die Cellistin. Es liegt an der Hauptdüse. Der Ersatzteihändler hat mir die falsche geschickt. Ich habe extra gesagt, ich bräuchte eine Sechs-Millimeter-Düse, aber er hat eine mit vier Millimetern geschickt. Da hole ich mir doch einen Kolbenklemmer. Nun kann ich das Ding erst nächste Woche wieder zusammenschrauben.«

Jetzt war ich baff. »Du reparierst das selbst?«

Ein Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »Hättest du mir wohl nicht zugetraut, oder?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht.«

Etwas Herausforderndes blitzte in ihren Augen auf. »Und warum? Weil ich Musikerin bin? Oder ein Mädchen?«

Ich zwang mich, ihrem Blick standzuhalten. »Nein, nicht deswegen. Weil ich dachte, du hättest mit deiner Musik so viel zu tun, dass dir dafür keine Zeit bleibt. Man muss doch sicher Tag und Nacht üben, um in einem Orchester spielen zu dürfen. Wann soll man dann noch Zeit haben, einen Vergaser zu reparieren?«

Sie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, überlegte es sich anscheinend jedoch anders und lächelte entschuldigend. »Scheint, dass ich dich falsch eingeschätzt habe. Tut mir leid.«

»Kein Ding. Vielleicht gibt es ja auch ein paar Dinge, die du mir nicht zutrauen würdest.«

Ihre Augenbrauen schnellten nach oben. »Was zum Beispiel?«
Ich tat, als müsste ich überlegen. »Ähm, nein. Das verrate ich dir nicht.«

Während wir redeten, fuhr ich nicht nur an meiner Station vorbei, sondern auch noch an drei weiteren, bis sie schließlich auf die Leuchtanzeige der Bahn schaute.

»Die nächste muss ich aussteigen«, erklärte sie seufzend, und ich spürte einen leichten Stich.

Sie umklammerte George wie einen schlafenden Liebhaber und stemmte ihn in die Höhe. Als die Bahn langsamer wurde, schwankte sie ein wenig, fiel diesmal aber nicht hin. Stattdessen sah ich ihr hinterher, wie sie sich in Richtung der Türen bewegte. Verzweifelt suchte ich in meinem Schädel nach einem Weg, sie dazu zu bringen, sich noch mal zu mir umzudrehen. Nur noch ein Lächeln, hätte ich ihr am liebsten hinterhergerufen, denn jeden Augenblick würde sie aus meinem Leben verschwinden. Es gab einen weiteren Ruck, die Räder quietschten und die Bahn kam zum Stehen. Zischend öffneten sich die Türen, da stellte sie plötzlich den Cellokasten ab und rannte zu mir.

»Schnell, dein Arm!«

Ehe ich es recht kapierte, hatte sie meinen Ärmel hochgeschoben und mir mit einem Labello eine Zahlenreihe auf den Unterarm gemalt.

»Damit ich herausfinden kann, was dir nicht zuzutrauen ist«, rief sie über die Schulter, bevor sie George wieder anhub und sich aus der Bahn schob.

Muss wohl ein Labello mit Kirsche oder so gewesen sein, jedenfalls duftete ihre Handynummer fruchtig und schimmerte rosa auf meiner Haut. Durchs Fenster sah ich, wie sie in die Nacht hinausstolperte, und hatte plötzlich eine Idee. Ich schaffte es gerade noch raus, bevor sich die Türen hinter mir schlossen und die Bahn abfuhr.

Nein, ich habe sie nicht gefragt, ob ich sie begleiten dürfte. Wie hätte das denn ausgesehen? Ein Kerl wie ich, der ein hübsches Mädchen, das er eben erst in der S-Bahn kennengelernt hat,

um diese Uhrzeit nach Hause bringen will. Solche Geschichten stehen jeden Tag in der Zeitung, zusammen mit einem Phantombild unter der Überschrift »Verdächtiger gesucht«.

Mit meinem Angebot hätte ich ihr sicher Angst gemacht. Das war das Letzte, was ich im Sinn hatte. Aber ich bin ihr hinterhergegangen und habe so lange aufgepasst, bis sie sicher in ihrer Haustür verschwunden war. Dann schrieb ich ihr eine SMS, in der ich ihr eine gute Nacht wünschte, und fuhr nach Hause.

KAPITEL 2

IN EINER TUPPERDOSE



Ich bin nicht wirklich der Aufreißertyp. Eigentlich bin ich, was Mädchen betrifft, gar kein Typ. Nicht, dass ich nicht an Mädchen interessiert wäre, das schon, aber mit einer Freundin hat es bisher nicht geklappt.

Wenn ich mal eine nett fand, war sie entweder schon mit einem anderen zusammen oder sie hat mich nur als guten Kumpel gesehen. Für Mädchen scheine ich als Mann nicht besonders interessant zu sein, aber bei Lara hatte ich das Gefühl, dass es anders war. Warum sonst hätte sie mir ihre Handynummer geben sollen?

Die folgenden zwei Nächte grübelte ich darüber nach, ob ich es wagen sollte, sie anzurufen, bis ich es schließlich nicht mehr aushielt. Alleine in meinem Zimmer probierte ich ein paar der Sprüche aus, die bei meinen Brüdern vom ITC immer gut funktioniert hatten, aber keiner davon hörte sich aus meinem Mund richtig an. Das war ich einfach nicht. Ich überlegte, ob ich vielleicht nur eine SMS schreiben sollte, dachte dann aber, dass es kein gutes Zeichen sei, wenn ich gleich zu Beginn zu feige zum Reden wäre. Also wählte ich ihre Nummer, lauschte mit pochendem Herzen, wie sich die Verbindung aufbaute, und erschrak beinahe, als sie abhob.

»Ja?«

Ich würgte den Kloß herunter, der sich in meinem Hals quer gestellt hatte. »Ähm, ja. Hallo Lara. Hier ist Veit. Der Typ von neulich, aus der S-Bahn«, setzte ich hinzu.

»Ja klar, weiß ich doch«, antwortete sie. »Du hast mir am selben Abend eine Gute-Nacht-SMS geschrieben. Deine Handynummer steht in meinem Speicher.«

»Echt?« Natürlich, die SMS. Die hatte ich fast vergessen.

»Ja, echt!« Sie lachte kurz auf. »Das war total süß von dir.«

»Echt?« Ich klatschte mir gegen die Stirn. Echt? Echt? Ich klang ja wie ein demenzkranker Papagei. Sie musste mich für völlig meschugge halten. »Warum ich anrufe«, versuchte ich, das Gespräch wieder auf die Spur zu bringen. »Ich fand, das war die beste S-Bahn-Fahrt, die ich je hatte. Also mit dir und George und überhaupt.« Verdammt, was faselte ich denn da? Der Schweiß lief mir in Strömen den Rücken hinunter. »Und da habe ich mir gedacht, vielleicht könnten wir das noch mal machen?«

»Du meinst, miteinander S-Bahn fahren?«

»Ja. Ich meine, nein. Gern auch was anderes diesmal.« Ich räusperte mich und holte tief Luft. Jetzt war eh alles egal. »Ich dachte, ich lade dich zu einem Eis ein. Falls du Eis magst. Wir könnten auch was anderes essen, ähm ...«

»Eis essen klingt super«, unterbrach sie mich.

»Echt jetzt?« Ich biss die Zähne zusammen.

»Echt.« Ich hörte an ihrer Stimme, dass sie schmunzelte.

*

Wir trafen uns noch am selben Tag um fünf Uhr bei Zampoli neben dem alten Kino. Wir setzten uns an einen Zweiertisch, etwas abseits im Schatten eines Sonnenschirms, und bestellten zwei Amarenabecher. Während ich mich gleich auf meinen stürzte, stocherte sie in ihrem nur mit dem Löffel herum. Dabei schwappte etwas Sahne über den Rand und lief außen am Glas herunter. Sie schien es nicht zu bemerken.

»Hast du deinen Roller inzwischen repariert?«

Sie schaute, als hätte ich sie aus einem tiefen Gedanken gerissen. »Wie?«

»Dein Roller. Der Vergaser«, half ich ihr auf die Sprünge.
»Hast du ihn inzwischen repariert?«

»Oh. Nein. Hab ich nicht.« Sie fuhr mit dem Finger die Sahne-
spur nach und betrachtete nachdenklich ihre Fingerkuppe.

Ich rutschte nervös auf meinem Stuhl hin und her. In der Bahn
war sie viel gesprächiger gewesen, heute wirkte sie hingegen, als
hätte sie ihre Zunge verschluckt. Ich zermartete mir das Hirn,
was ich ihr erzählen könnte, aber mein Leben war nicht gerade
mit Sensationen gepflastert.

»Magst du eigentlich Kaninchen?« Etwas Besseres fiel mir
nicht ein.

»Meinst du, zum Essen?« Endlich schaute sie zumindest halb-
wegs interessiert auf.

»Quatsch, nicht zum Essen.« Ich schob mir einen Löffel Eis-
creme in den Mund und beeilte mich zu schlucken. »Zum An-
schauen.«

»Ich habe noch nicht drüber nachgedacht.« Sie leckte ihren
Finger ab. »Wieso?«

»Weil ich Kaninchen züchte.«

Sie gluckste. »Du züchtest Kaninchen?«

»Du reparierst Motorroller? Ja klar, warum nicht? Marburger
Fehn, um genau zu sein. Das ist eine kleine, hellblaue Kanin-
chenrasse.«

»Es gibt blaue Kaninchen?« Jetzt schien sie mehr als nur halb-
wegs interessiert.

»Das nennt man nur so. Eigentlich ist es mehr ein Hellgrau mit
bräunlichem Schleier, aber in der Züchtersprache heißt es hell-
blau. Ursprünglich wurden sie für den Pelzhandel gezüchtet, um
ein billiges Imitat des sibirischen Eichhörnchens zu bekommen.«

»Bah, wie fies!«, entfuhr es ihr.

»Ja, finde ich auch«, stimmte ich ihr zu. »Mir würde es nie
und nimmer einfallen, meinen Fehn das Fell über die Ohren zu
ziehen. Sie sind mein Ein und Alles. Ich habe einen ganz jungen
Wurf aus fünf Tieren, dazu drei Häsinnen, einen kastrierten und
einen nicht kastrierten Rammler.«

»Noch mal, bah, wie fies!«

Ich überlegte kurz, wie sie ihre Bemerkung meinte, dann fiel bei mir der Groschen. »Glaub mir, es ist besser so. Sonst hätten die Mädels keine ruhige Minute mehr.«

»Kann ich mir vorstellen.« Sie zwinkerte mir zu, worauf ich ganz verlegen wurde. »Wie kommst du darauf, ausgerechnet Kaninchen zu züchten?«

Ich suchte nach den richtigen Worten. »Schwer zu sagen«, antwortete ich schließlich. »Vermutlich, weil sie so klein und weich sind. Im Gegensatz zu mir. Was ist mit dir? Weshalb Cello?«

»Als ich klein war, dachten meine Eltern, ich wäre ein bisschen sonderbar.« Sie lächelte schüchtern und machte mit ihrem Finger eine kreisende Bewegung an ihrer Schläfe. »Weil ich nicht mit den anderen Kindern spielen wollte und stattdessen im Kindergarten alles auseinanderfummelte, was mir in die Hände kam. Ich baute die LEGO-Gebilde der anderen Kinder ab, drehte Seifenspender auf und einmal löste ich mit einer Kinderschere die Schrauben an der Klinke der Klotür.« Sie grinste bei der Erinnerung. »Ich weiß noch, dass es mächtig Ärger gegeben hatte, weil eine der Erzieherinnen fast eine Stunde in der Toilette eingesperrt war, nachdem sie beim Versuch, die Tür zu öffnen, plötzlich die Klinke in der Hand hielt. Ich wusste gar nicht, was los war. Alle waren sauer auf mich, und da bin einfach abgehauen.«

Ich fiel in ihr Lachen mit ein und stellte mir vor, wie die kleine Lara, eine Bastelschere in der einen, einen Satz Schrauben in der anderen Hand, staunend den Tumult beobachtete, den sie, ohne es zu ahnen, verursacht hatte.

»Warum hast du das gemacht?«

»Ich wollte einfach wissen, wie die Dinge funktionieren, warum sie so sind, wie sie sind«, erklärte sie schulterzuckend. »Das will ich auch heute noch. Jedenfalls dachten meine Eltern, dass es für mich unbedingt an der Zeit wäre, zu lernen, mit anderen zurechtzukommen. In einem Ratgeber hatten sie von musikalischer Früherziehung gelesen. In einem Kinderorchester

zu spielen, meinen Platz als Teil eines Ganzen einzunehmen und Regeln einzuhalten, das war der pädagogische Hintergedanke.«

»Aber du hast ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht«, setzte ich die Geschichte fort.

Sie leckte genüsslich die Schlagsahne von ihrem Löffel. »Kann man so sagen. Ich wurde nämlich so gut, dass ich schon bald bei den älteren Kindern mitmachen durfte. Von wegen, Kontakt mit Gleichaltrigen. All diese Kindergartenkiddies waren mir irgendwie zu, na ja, kindergartenmäßig. Als ich mir dann ein Instrument aussuchen durfte, stürzte ich mich gleich auf das Cello.«

»Warum ausgerechnet das?« Bei der Erinnerung, wie sie George durch die Bahn geschleppt hatte, konnte ich mir kein Instrument vorstellen, das weniger zu ihr passte.

»Hast du dir das Cello mal angehört?« Sie schaute mich verwundert an, worauf ich mir ziemlich dumm vorkam. Nein, ich wusste echt nicht, wie ein Cello klang.

Beschämt schüttelte ich den Kopf.

»Dann müssen wir das unbedingt demnächst mal nachholen.« Sie nickte entschlossen. »Wenn du es einmal gehört hast, wirst du mich verstehen. Cello klingt wie ...«, ihr Blick ging suchend in die Ferne. »Es klingt wie der Gesang uralter Bäume. Verstehst du mich?«

Ich nickte. »Als ob das Holz dir seine Geheimnisse zuflüstert.«

Ihre Augen leuchteten. »Ja, genau so«, hauchte sie, griff über den Tisch und fasste meine Hand. Wie von selbst verschränkten sich unsere Finger. »Du bist ein besonderer Kerl, Veit. Weißt du das?« Ihr Blick versank in meinem.

»Ich bin nur ich«, widersprach ich und schaute weg.

»Das ist es ja«, antwortete sie. »Neulich in der S-Bahn, seien wir mal ehrlich, da hätte ich normalerweise Angst vor dir haben müssen. Ein fremder Typ, groß und breit, der mir auch noch versehentlich an die Oberweite fasst. Da hätten eigentlich alle Alarmsirenen bei mir angehen müssen, und die funktionieren normalerweise sehr zuverlässig. Ich wunderte mich, warum es

bei dir anders war, und wollte es herausfinden. Jetzt weiß ich es. Du hast ein aufrichtiges Herz.«

*

Unser nächstes Date hatten wir schon einen Tag darauf. Wir gingen an den Rheinauen spazieren, setzten uns auf eine Bank und redeten. Je besser ich sie kennenlernte, umso klarer wurde mir, dass sie etwas bedrückte. Was es war, wollte sie nicht sagen, auch wenn es manchmal danach aussah, als wäre sie kurz davor. Abends saßen wir gemütlich am Rheinufer, als ihr Handy klingelte. Der Anruf dauerte nur kurz, und nachdem sie aufgelegt hatte, war sie weiß wie Sägemehl und verabschiedete sich hastig von mir. Ich wollte sie begleiten, doch sie achtete nicht weiter auf mich und rannte davon. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr verdutzt und ein bisschen besorgt hinterherzuschauen. Mir wurde schlagartig bewusst, dass es etwas Schlimmes sein musste, was an ihr nagte.

Den ganzen nächsten Vormittag schlich ich wie ein Wolf um mein Handy herum und wartete auf ihren Anruf. Es machte mich total nervös und um ein Haar hätte ich die Gehrung für eine Leiste falsch gesägt. Mein Meister machte darüber eine spöttische Bemerkung. Ich wusste ja, dass er es nicht ernst meinte, aber Mick grinste hinter seinem Rücken schadenfroh. Ich zeigte ihm heimlich den Stinkefinger. Der Idiot war doch nur froh, dass ausnahmsweise mal jemand anderes als er Mist baute.

Trotzdem schaltete ich mein Handy aus, um mich besser auf meine Arbeit konzentrieren zu können. Erst in der Mittagspause schaute ich wieder drauf und endlich erschien Laras Name im Nachrichteneingang. Ich schob den Rest meines Wurstbrots in den Mund und öffnete die SMS.

»Na, Post von deiner Süßen?«, witzelte Mick und tunkte ein Stück Brot in seine Suppe. Als ob der nicht genau wusste, dass ich keine Freundin hatte. Die Gesellen vom Nebentisch feixten, und ich spürte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg.